

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 32

Artikel: Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 32
XVI. Jahrgang
1926

Bern
7. August
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristrasse Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Mittagsglut.

Von Karl Stieler.

Ins Dickicht ist das Wild gezogen,
Der Vogel schweigt im Sichtenbaum,
Am Kelch der Blumen festgezogen,
Regt sich der Schwarm der Immen kaum.

Stumm ist das All — die Wäldermassen,
Die Felsen sind in Blau getaucht;
Die fatten Gluten sie erfassen
Mit ihrer Kraft, was webt und haucht.

Und doch, in dieser heißen, stummen
Lichtflut — wie klingt es leise hin,
Durch süßen Stimmer süßes Summen:
Das sind des Mittags Melodien.

Und sonst kein Laut, kein Hauch, kein Schatten,
Ein Weh nur, der im Blau sich wiegt.
Goldlicht-umtastet ruhn die Matten,
Und lauschen — wie die Sonne siegt!

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Suggenberger.

7

Der Lenzenmarti trug den Kopf nicht hoch, als er an einem regnerischen Vorkommertag zum ersten Male mit Schaufel und Reuthaue auf der Achsel neben seinem Sohne die Dorfstraße hinausschritt. Wüßte einer guten Tag und fragte, wo 'naus, so bekam er kleinlauten und trockenen Bescheid.

„Du mußt jetzt halt von allem dem das Gegenteil glauben, was ich dir vorgemaukt habe“, sagte er, während die beiden hinter den Grundäckern nach dem Lochauer Wäldchen abbogen. „Ja, so einen Akten hast du. Erst spielt er sich auf, als könnte die Welt von ihm das Geschick lernen, und zum End' muß er's leiden, daß man aus seinem Charakter Schuhriemen schneidet. Es ist halb und halb vom Guten, daß der Stecher nach dem Blühen hinter die Kirschchen gekommen ist, sie würden mir dies Jahr doch nicht schmecken. Mitten im Schmausen, wenn's einem fast überlaut von allen Nektlein und Zweigen zurnt: ‚Mich zuerst! Mich zuerst!‘ müßt' ich heimlich einen Fluch tun. Und müßt' bei mir selber denken: Jetzt, wenn ich vor Jahr und Tag über meine Seele einen Dedel gemacht hätte, und wär' mit dem Lenzenothmar übers Wasser gegangen, statt wie ein Schneck am Häuschen und an den paar Aederlein zu hangen, dann könnt' ich vielleicht heut' in einem vierspännigen Landauer durch Kasparshub fahren und eine Herde Schafböck' hinter mir hertreiben lassen.“

Plötzlich hielt er mit Gehen inne und wandte sich nach Heinrich um, der auf dem schmalen Pfad stillschweigend um Schritteslänge hinter ihm herstapfte. „Wohlverstanden:

an dich darfst du nicht ein Stäublein kommen lassen!“ sagte er mit Nachdruck, indem er, wie immer, wenn er eifrig wurde, die erhobene Linke mit dem steif ausgestreckten Zeigefinger mitsprechen ließ. „Was jetzt kommt, und was wir uns gefallen lassen müssen, übernehm' ich! Ich allein würg' es hinunter, alles! Macht's mir etwas, so ist der Schaden nicht groß. Aber du mußt den Charakter eineweg behalten.“

Heinrich dachte im Weitergehen viel über die Worte nach, ohne ihren Sinn ganz verstehen zu können. So schwer er mit dem Vater die Demütigung empfand, im heimlichen fanden seine Gedanken immer wieder einen tröstlichen Ruhepunkt: „Ein Glück nur, daß sie wenigstens weit genug weg ist und nichts davon weiß!“ —

Der Förster Steinle empfing seine zwei neuen Untergebenen mit dem kleinen, schiefen Lächeln, das, sofern er nicht für nötig hielt, die Sonntagsmiene aufzusetzen, auf seinem bartlosen Gesicht gleichsam festgefroren war. Ob ihnen im Lochauer Hölzchen keine Langschwänzer begegnet seien? fragte er trocken nebenbei. Der Zeitung nach seien nämlich aus der Schmelzacher Menagerie der große und der kleine Orang-Utang ausgebrochen.

Die beiden Mitarbeiter von Kasparshub setzten wie auf Abrede zu einem wiehernenden Gelächter an. Der Lenzenmarti aber lachte, so gut es gehen wollte, mit. Er gab zu, daß er immer am liebsten da geschafft habe, wo man neben der Arbeit hie und da einen gelungenen Witz mache, hähä. — —

Die Kunst, gute Miene zum bösen Spiel zu machen, kam ihm in der Folge sehr zu statten. Er hatte dem Steinli einmal in jungen Tagen bei Anlaß einer Kirchweih in Schönen ein kleines hölzernes Schaf hinten an den Rodschößen festgemacht, das der Ahnungslose dann zum Gaudium besonders der Lenzenholzer Kilbigänger den ganzen Nachmittag und sogar abends beim Tanzen mit sich herumtrug. Steinli, der den Namen des Uebeltäters nachher auffindig gemacht und einen verschwiegenen, aber um so dauerhafteren Haß auf ihn geworfen hatte, sah nun seine Zeit gekommen. Der Lenzenmarti und sein Sohn bekamen nie die leichteste Arbeit. Manchmal, wenn die beiden im glühenden Sonnenbrande von der glasharten Nagelfluhwand der kleinen Waldliesgrube Steine abspickelten, während die anderen zwei Waldarbeiter gemächlich im schattigen Pflanzgarten herumhäschelten, stand der Förster halbe Stunden lang neben ihnen und schaute ihnen mit unverhohlenem Behagen zu. „Schön warm, nicht wahr?“ sagte er und blinzelte boshaft unter seiner immer auf dem linken Auge sitzenden, schmutzigen Schirmkappe hervor, worauf er dem Marti etwa mit einer bedächtigen Bewegung den Rücken halbwegs zukehrte und ihn ganz ernsthaft fragte, ob er nicht vielleicht das hölzerne Schaf noch an seinem Rod hängen habe.

Dann wieder wollte er beim Eichenholzschälen im Gezeig der nächsten Föhre oder Buche einen richtigen Waldaffen entdeckt haben, wobei er nicht ermangelte, an das Märchen von der Abstammung derer von Lenzenholz zu erinnern. Ob nun der Marti zehnmal nur ein Eichhorn sah, er mußte wohl oder weh schließlich zugeben, daß es sich ganz gut um ein sehr kleines Affchen handeln könnte.

Alle diese Bosheiten nahm der Alte mit merkwürdiger Gelassenheit hin. Wenn die anderen lachten, lachte er auch. Durch verstohlenen Augenzwinkern munterte er Heinrich auf, das gleiche zu tun. „Der Teufel holt ihn fast, wenn er sieht, daß uns alles miteinander nichts macht!“ raunte er ihm zu. Auf dem Heimwege aber bekannte er dem Sohne jeweilen mit tief-klaglicher Miene, das sei nun wieder ein Nagel zu seinem Totenbaum gewesen.

Im Anfang brauste Heinrich dann gewöhnlich auf und erklärte des bestimmtesten, er werde den Steinli das nächste Mal ohne weiteres durchwalken.

Da kam er aber beim Vater nicht gut an. „Es ist nun einmal vom Hergott so eingerichtet, daß man sich den Bauch nicht mit Kollsteinen füllen kann“, belehrte er den Ungestimmen. „Und Zins und Bräuche zu Martini? Willst du das Geld dazu in einem Spakenest suchen? Lieber noch zehnmal so viel Nerger hinunterfressen, und wenn mir die Hälfte davon an den Zähnen klebt, als daß uns einer einen feurigen Zeddel*) ins Haus schicken soll! Und hab' ich dir's nicht ein für allemal gesagt, daß ich die Schur allein über mich nehme? Nur damit es dir nicht am Charakter schadet. Ein Schleck ist es eineweg nicht, sich für zwei schämen zu müssen. Aber ich rechne darauf, daß du dafür das eine oder das andere Wörtlein vom Steinli ins Gedächtnis fassst. — Meine Natur ist so, daß ich Schuhnägel vertragen kann, wenn's sein muß. Nur nicht in alle Länge. Nämlich, wer sich über den Maßstrich hinaus mit Nerger füllen muß, dem läuft die Galle ins Blut über, und dann ist er fertig.

*) Zahlungsbefehl.

Das weiß jeder, ohne daß er ein Doktorbuch gelesen hat. Bis zum Herbst halt' ich dem Steinli sein Gift noch aus, und bis dahin wird sich wohl anderswo Arbeit finden.“

Aber der Herbst kam, ohne die erhoffte Erlösung zu bringen.

„So müssen wir halt noch einmal in den Haspel hinein“, entschied der Marti klein und ergeben. „Vielleicht überhau' ich's, vielleicht nicht.“

Was ihm am meisten zusetzte, war der Umstand, daß nun die neue Straße durchs Teuffenholz an die Reihe kam. „An das Fuxen hätte ich mich jezt gewöhnt“, meinte er einmal. „Aber jeden lieben Tag vom Morgen bis zum Abend im Teuffenholz stehen, das uns die dahinten abgestohlen, das ist etwas anderes. Wo man an keinem Tännli und an keinem Buchenstamm vorbeisehen kann, ohne vor Nerger blau zu werden! Ja — das könnte mir halt dann schon die Lezi geben...“

Als der Frühling allgemach anrückte, kam es Heinrich manchmal vor, es gehe mit dem Vater abwärts. Er wurde kleinlaut und mußte öfters mitten in der Arbeit ausruhen. Steinli machte schlechte Wiße dazu. Ein Wittling komme halt mitunter ins Studium, sagte er.

Heinrichs Zumutung, der Marti möchte einmal für ein paar Wochen ausspannen, wies dieser beleidigt zurück. „Ein fauler Hund bin ich nie gewesen. Und wenn das Blut ebenfalls bereits nicht mehr recht wäre — ja, dann nützt auch das Ausspannen keinen Nagelgroß.“

Aber zuletzt mußte er seinen Eigensinn doch brechen. Der Doktor Spengler von Zimmerwald schüttelte den Kopf an seinem Bette, er sagte unheimlich wenig. Mit einem Herzfehler sollte man sich halt nicht mehr zu viel zutrauen, ließ er sich beim Weggehen vernehmen. Sie wußten alle drei, wie er's meinte, der Kranke so gut wie Heinrich und Annette.

Nicht lange, nachdem der Arzt weggegangen war, rief der Marti seinen Sohn in die Kammer hinüber. Er hatte das Bett verlassen und sich, so gut es ging, in die Kleider gemacht.

„Ich tu' es allenfalls nicht in den Fiebern“, sagte er beruhigend. „Aber es sind da eben ein paar Blättlein Kirschenblust am Fenster vorbeigeflogen. Und weil's jezt der Doktor so ungut gemacht hat, ist mir immer, ich müsse meinen Kirschaum auf der Einfangwiese noch einmal sehen, wie er den Frühling machen hilft. Das muß mir wohl bekommen. Und wir sind doch alte Bekannte. Mich wundert so, wie er mich ansehen wird — jezt, wo es so ist.“

Heinrich glaubte, dem Vater den Wunsch nicht abschlagen zu dürfen. „Der Tod treibt ihn umher, das ist nichts anderes!“ raunte ihm Annette beim Weggehen im Hausgang leise zu.

Die beiden stiegen auf den märztrockenen Güterwegen langsam die Lenzenhalde hinauf. Der Marti mußte gemacht tun und sich von seinem großen Jungen stützen lassen. Aber es ging doch ganz leidlich.

„Du — es tut's jezt schon“, sagte er, als er seinen Lieblingsbaum von weitem wie einen weißschimmernden Blütenstrauch im Frühlingslichte stehen sah. „Ganz hinauf langt's mir nicht.“ Er setzte sich auf einen am Wege liegenden Stamm und blieb lange in innige Betrachtung versunken. Die anderen Kirschbäume am Hang, die doch vom



Ein fideles Strandbad.

Vorfrühling mit gleicher Liebe bedacht waren, schienen für ihn nicht da zu sein. „So weiß ist der Baum noch nie gewesen“, sagte er mit leuchtenden Augen.

Heinrich mußte immer nebenauss sehen, damit der Vater nicht merke, wie es ihm zumute war. „Wenn es dann einmal recht Frühling ist und die Sonne ihre Kraft bekommt, dann wird es mit deiner Gesundheit schon wieder vorwärts gehen“, redete er sich und dem Kranken vor. Der Marti tat, wie wenn er nichts gehört hätte.

Dann wollte Heinrich schnell zum Baume hinaufgehen, um ein paar von den fast bis auf die Erde niederhängenden Blütenzweigen zu brechen. „So ein Strauß würde sich schön machen in deiner Kammer“, meinte er. Aber der Vater wehrte gelassen ab. „Es wäre schade. Wenn ihr auch die untersten Kirschchen nicht bekommt, es geht vielleicht jemand des Weges, dem sie auch zu gönnen sind.“

„Schön ist's halt auf der Welt“, ließ er sich auf dem Heimwege hören. „Besonders um diese Zeit. Und es ist mir fast, als hätte mir der Baum wieder Kraft gegeben.“

Beim Hause angekommen, trat er noch in das kleine Vorgärtchen und bückte sich nach den zusammengerollten Blattspitzen der paar Tulpenzwiebeln, die eben aus der Erde hervorstachen. „Fünf gelbe gibt's dies Jahr und zwei gefleckte“, stellte er mit beinahe kindlicher Freude fest. Als Heinrich eine Weile darauf die Kammertür öffnete, um nach dem Kranken zu sehen, wandte sich der aufrecht im Bette Sitzende mit einem Lächeln nach ihm um. „Du — wenn ich jetzt den Baum nicht mehr gesehen hätte!...“

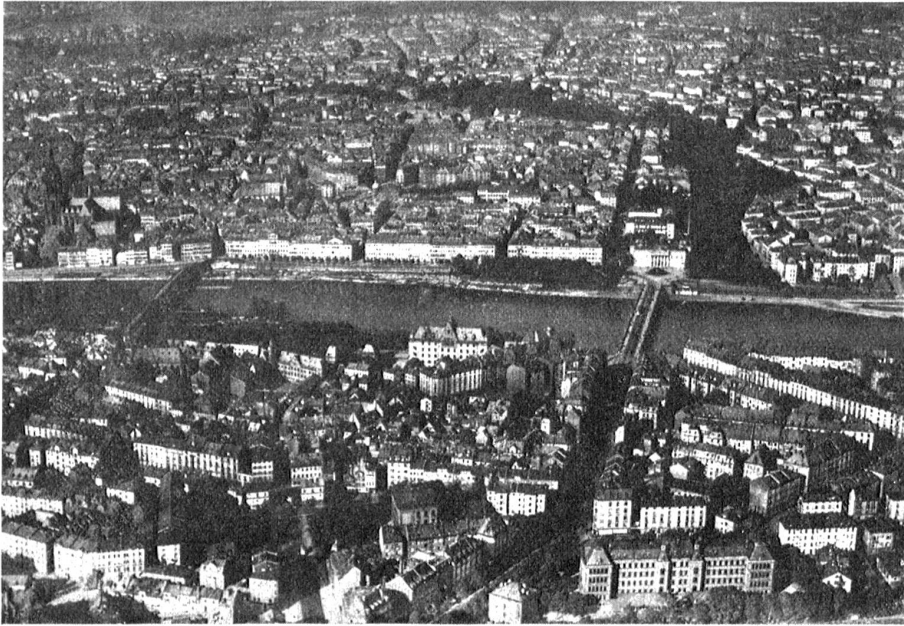
Siebentes Kapitel.

Der letzte Jahrtag.

Zwei Tage später, an einem lieben hellen März morgen, lag der Lenzenmarti tot auf seinem Lager. Die Zahl der Nägel zu seiner Lade hatte sich unversehens gerundet. Heinrich hatte schon früh vor Tag auf der Einfangwiese ein paar blühende Kirschenzweige geholt, die er dem Toten in die auf der Brust gefalteten Hände gab. Als er kurz nachher wieder in die Kammer trat, war es ihm, als hätten sich die welken Finger fester um das liebe Angebinde gelegt. —

Beim Morgenessen sagte er plötzlich ganz laut und unvermittelt zu seiner Schwester: „Du — jetzt muß ich vielleicht ins Zuchthaus hinein. Denn wenn ich dem Steinli nicht den Lohn gebe, so darf ich meiner Lebtag nicht mehr in einen Spiegel sehen.“

Annette verwies ihm diese Rede mit verständigen Worten. So etwas sollte man nicht einmal denken, geschweige laut werden lassen. Sie löffelte Eichorienbrühe und aß geröstete Kartoffeln dazu, genau wie jeden anderen Tag, während er ihr zusah und selber nicht einen Bissen hinunterbrachte. Als er nun ans Fenster trat und trübseigen Blickes über das sonnenbeschienene Gärtchen hinwegschaute, war es ihm, als sähe er den Vater vor dem schmalen Mauerbeete knien. „Fünf gelbe, hat er gesagt“, bestätigte er, halb zu sich selber redend. „Vielleicht gibt es diesmal sogar deren sechs. Und die weißen Igen, die ungefüllten, hat er auch



Frankfurt am Main. (Vom Flugzeug aus aufgenommen.)

so gern gehabt. Im Frühling, das ist immer seine Rede gewesen, kann es mir die Welt am besten. Und nun...

„Ach, die paar einfältigen Blumen, das ist doch das wenigste!“ unterbrach ihn Annette ungehalten. Sie gab Milch und Kaffee auf die in ihrem Näpfchen eingelegten kleinen Brotstücke, tauchte diese mit der Löffelspitze sorgfältig ein und ging so sachgemäß zum zweiten Teil des Mahles über.

„Und ein Kirchenjahr soll es auch ganz bestimmt geben“, fuhr Heinrich unbekümmert fort. „Wie hat er sich auf die kleinen schwarzen auf dem Hengelader gefreut, die bei aller Süße ein ganz klein wenig bitter sind! Wie ein Fürst wolle er es diesmal haben und drei Tage lang nichts tun als Kirchen essen und zwischen hinein auf dem Rücken liegen und in den Himmel hinauf sehen. Weißt, schwarze Kirchen machen das Blut neu. Wenn er es halt nur noch hätte erleben können...“

„Ist ihm wohl geschehen“, tröstete der Doktor Spengler, als er die Totenschau machte. „Auf die Art hat er doch nicht abschwachen müssen. Ein Herzschlag, wie ich es mir gedacht habe. Nun, in die jungen Jahre wäre er eineweg nicht mehr gekommen. Ein eingewerktes Mannli.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Sprung in die dritte Dimension.

Von Walter Schweizer. (Nachdruck verboten.)

Manchmal faßt uns das Globetrotten plötzlich. Mich wenigstens. Von vielen meiner Mitmenschen weiß ich allerdings, daß es beim „fassen“ allein bleibt, und daß sie dann resigniert vom Zeitglocken zum Bahnhof „trotten“, um diesen Ausdruck zu gebrauchen. Auch Bern liegt an der „Globe“, aber irgend etwas holt bei uns die Sehnsucht heraus. Die Sehnsucht nach der Ferne — nach dem Neuen...

Ich hätte bald auch geschrieben, Schlechterem. Zu Haus nur ist das Gute. Das wissen wir immer, wenn wir an die zu Hause geliebte Frau von der letzten Station das Telegramm senden, das unsere Rückkehr kündigt.

Nun möchte ich aber nicht mit der Rückkehr beginnen. Man nimmt die Spannung weg und mutet dem Leser zu,

so zu tun, wie junge, wißbegierige Frauen gewöhnlich einen Roman lesen. Sie blättern in den letzten Seiten und nehmen zuerst den immer mehr oder weniger schrecklichen Ausgang in sich auf. Aber ich will im voraus sagen: Es ist nichts Bedeutendes passiert, und das hätte doch bei einem Flug von Basel nach Hamburg und zurück der Fall sein können. Nein, es war eitel Lust und Freude und nicht einmal eine „Panne“ hatten wir, so daß wir unser 150 Kilometer-Tempo hätten herunterschrauben müssen.

Hoffentlich weiß man bereits, was eine „Panne“ ist: wenn man keine hat, kommt man zur Zeit an. So ungefähr würde mein Lehrer, der mich vor vielen Jahren in die Mystereien der humanistischen Bildung eingeführt hat, diesen modernen Begriff erklärt haben, nach dem Beispiel seiner klassischen Definition des Puzpulvers: Puzpulver ist, — wenn man keins hat, nimmt

man Kalk. — — —

Man ist also in bester Fahrt und träumt auf den weichen Polstern des Zuges von kommenden Dingen in Hamburg — nein, ich wollte schreiben Basel, denn wir müssen, da Bern ja nicht am internationalen Flughafen liegt, nach Basel fahren! (Dafür haben wir aber die Ehre, Bundeshauptstadt zu sein!) Wie heißt es schon: „Nume nid giprängt...!“

Anders lautete der Spruch schon in Birsfelden, denn als ein flinkes Auto mich nach dem Flugplatz hinausbrachte, dröhnte mir schon von weitem das Flugzeug, das mich nach Mannheim bringen sollte, seinen stolzen Gruß entgegen. Kurz nur ist die Zeit, die der geschäftlichen Erledigung dient, dann heißt es einsteigen, Türschließen und in den feingepolsterten Korbsesseln Platz nehmen. Noch ein letztes Grüßen — Anlauf, Rollen, ein ganz behutsamer Satz in die dritte Dimension: der Luftsprung hat begonnen.

Das Sprungbrett — Basel, das „goldene Eingangstor am stolzen Rhein“; schöne Häuser, lichtgrüne Gärten, gründlichgezogene Straßenzellen, schöne Kirchen, rauchende Schloten, Stätten der Arbeit, Hafen- und riesige Bahnhofsanlagen und schon fliegt „mein“ Fokker am Rhein entlang. Seligen Laufs, unaufhaltsam führt der Strom seine Wasser zum Meer. An hundert Städten eilt er vorüber, bei keiner verweilend, mit keiner sich mwendend. Keiner gehört er: ein Wanderer ewig, voll von Sehnsucht. Wir im Flugzeug sind Gefangene in seinem Anblick, denn das Geheimnis ewigen Strömens ist in ihm. Niemals setzt er zur Ruhe an, und die gelassene Trägheit der Flüsse, die traurige Ebenen durchströmen, ist ihm fremd. Reicher ist er als andere und darf seine Wasser verschwenden in langem Lauf: immer dem Ziele zu. Wo der Rhein fließt, gerät die Landschaft in eine leise Erregung. Sie möchte sich ihm vermählen und muß sich doch gefallen lassen, daß er niemals verweilt, immer Abschied winkend enteilt, unbekümmert und ungefesselt. Rauschende Guirlanden von Wäldern begleiten von fern her den Lauf, nachdem er sich längst von der Schweiz abgewendet hat. Nichts noch beengt oder neidet ihm das breite Tal. Ehrfürchtig und fern stehen die Gebirge, das weite Bett ihm zu hüten. Nur Wiesland und niederes Gestrüpp der Ufer drängt sich unten heran und lange Reihen von Bappeln stehen unbeachtet wie niedere Diener. Doch die Gebirge, die dunklen Abfälle des Schwarzwaldes und drüben die blauen Rämme der Vogesen, befehlen sich zu ihm als dem einziehenden Herrscher. In